

Elisabeth Heresch

---

Zarenmord



Elisabeth Heresch

# Zarenmord

Kriminalfall Jekaterinburg 1918  
und die verschwundenen Juwelen  
der Romanows

Mit 31 Fotos und Dokumenten

Herbig

*Erklärung zu Schreibweise und Datumsangaben:*

Die Transkription russischer Namen wurde nach der populären Schreibweise unter Berücksichtigung der korrekten Aussprache vorgenommen. Daher heißt es zum Beispiel Zarskoje Sjelo statt Carskoe Selo oder Jefimowitsch statt Efimovič.

Die Daten sind angesichts des Schauplatzes Russland nach dem alten russischen Kalender angegeben – außer dort, wo es anders vermerkt ist, oder bei Ereignissen wie dem Attentat von Sarajewo oder den Kriegserklärungen Deutschlands und Österreich-Ungarns an Russland. Der Kalender steht dem westlichen gregorianischen bis 1900 um zwölf, im 20. Jahrhundert um dreizehn Tage nach; seit dem 31.1.1918 wird auch in Russland offiziell der gregorianische Kalender verwendet.

Die russische Hauptstadt bis 1918, Petersburg (russ. Sankt Peterburg), wurde mit Kriegseintritt im August 1914 in Petrograd umbenannt, 1924 in Leningrad; seit 7.11.1991 trägt sie wieder ihren ursprünglichen Namen.

Besuchen Sie uns im Internet unter:  
[www.herbig-verlag.de](http://www.herbig-verlag.de)

© 2009 by F. A. Herbig  
Verlagsbuchhandlung GmbH, München  
Alle Rechte vorbehalten  
Umschlaggestaltung: Wolfgang Heinzel  
Umschlagbilder: Titelbild Süddeutsche Zeitung Photo;  
Rückseite: Archiv der Autorin  
Lektorat: Dagmar von Keller  
Herstellung und Satz: VerlagsService Dr. Helmut Neuberger  
& Karl Schaumann GmbH, Heimstetten  
Gesetzt aus der 11,25/14,1 Punkt Minion  
Drucken und Binden: GGP Media GmbH, Pößneck  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-7766-2612-4

# Inhalt

<b>Vorwort</b>	7
<b>I. Abschied von Gestern</b>	9
Der Anfang vom Ende	9
»... entsagen Wir dem Thron«	18
Nicht beschützt, sondern bewacht	36
<b>II. Der Zarenmord</b>	63
Das Geschäft mit der Rettung	63
Die Ermordung des deutschen Botschafters	79
Generalprobe zum Zarenmord	92
Mord nach Plan	104
<b>III. Schuld ohne Sühne</b>	120
Die Kunst der Desinformation	120
Die Komödie der Prätendenten	129
Indizien ohne Leichen	137
Das »Geständnis«	161

<b>IV. Der letzte Akt</b>	167
Die Suche nach dem Grab	167
Mit Metalldetektor und Feldspaten?	193
<b>V. Verraten und verkauft</b>	218
»Kronen für Traktoren!«	218
Den Zarenjuwelen auf der Spur	228
<b>Nachwort</b>	244
<b>Anhang</b>	
Anmerkungen	246
Dank und Quellen	249
Quellen der Textabbildungen	251
Bildnachweis	251
Register	252

## Vorwort

*Die Wahrheit über den Tod des Zaren  
ist die Wahrheit über das Leid Russlands*

N.A. Sokolow, Untersuchungsrichter  
der Ermordung der Zarenfamilie 1918

Das Blut musste mit Eimern aus dem Kellerraum des Ipatjew-Hauses in Jekaterinburg geschöpft werden. Mit neununddreißig Schüssen aus großkalibrigen Pistolen und unzähligen Bajonettstichen war die Familie des letzten Zaren mit vier Bediensteten im Juli 1918 ermordet worden. Später wird einer der Mörder selbst Opfer eines Mordanschlags. Man sagt, dass der Ring an seinem Finger der Ring des Zaren gewesen sei.

Doch beinahe ein Jahrhundert hat es gedauert, bis mit den letzten Funden und deren Identifizierung die Rätsel um dieses Verbrechen endgültig gelöst werden konnten.

Der erste Eindruck von der Bluttat trügt: Russen hatten sich geweigert, auf die Zarenkinder, unschuldige junge Menschen, zu schießen. Und es waren Russen, die noch damals, 1918, und neuerlich seit den 1970er-Jahren als Amateure oder Experten – Juristen, Historiker und Gerichtsmediziner – unermüdlich so lange forschten, bis endlich die Auffindung und Identifizierung der letzten vermissten Mitglieder der Zarenfamilie gelangen. Das Engagement dieser Menschen ist ein Beitrag zur Versöhnung mit den dunklen Seiten der russischen Geschichte, stellvertretend für die Vernichtung von Millionen Menschen, und auch ein Beitrag dazu, einen Schlusspunkt unter die Zweifel und Diskussionen um die Identität der Funde zu setzen.

Mit dem neuerlichen Aufrollen des »Kriminalfalls Jekaterinburg« folgen wir der detektivischen Suche nach ersten Indizien, Zeugenaussagen und Funden, welche die Spurensuche dieser abenteuerlichen Geschichte bis in die Gegenwart säumen. Wir begegnen eiskalten Verbrechern ebenso wie Menschen, die bereit sind, für ihr Ehrenwort und ihre Wahrheit selbst mit ihrer physischen Existenz zu bürgen. Und wir beobachten, wie wenig skrupellosen Machthabern das Leben ehrlicher einfacher Menschen, auf die sich ihr proletarisches Regime angeblich beruft, wert ist, wenn es etwa darum geht, die Juwelen der letzten Zarenfamilie zu finden, um sie für revolutionäre Propaganda zu Geld zu machen.

Der vorliegende Bericht gibt einen kleinen, aber bezeichnenden Einblick in das historische und gesellschaftliche Panorama des dramatischsten Jahrhunderts in der russischen Geschichte. Doch nur mit dem Wissen um seine Vergangenheit ist auch das Russland der Gegenwart und ist die Mentalität seiner Menschen zu verstehen.

Elisabeth Heresch

Wien, im August 2009

# I. Abschied von Gestern

## Der Anfang vom Ende

### Die letzte Abreise

Am 22. Februar – nach westlichem, gregorianischem Kalender der 7. März – 1917 besteigt Zar Nikolaus II. in Uniform mit grauem Soldatenmantel seinen Zug. Er salutiert kurz den ihn verabschiedenden Begleitpersonen und Gardesoldaten zum Abschied, ehe er sich in seinen grünen Salonwagen zurückzieht. Um 14 Uhr rollt der Kaiserliche Zug vom Bahnhof der Residenz Zarskoje Sjelo an. Er soll Nikolaus in das Hauptquartier des russischen Generalstabs bringen, der sich seit Herbst 1915 in Mogilew befindet – beinahe eine Tages- und Nachtreise Richtung Südwesten von der Hauptstadt entfernt. Nikolaus hatte im zweiten Kriegsjahr selbst das Oberkommando übernommen und hält sich seitdem vorwiegend im Generalstab oder an Frontabschnitten und wenig in der Hauptstadt Petrograd, wie Petersburg seit Beginn des Krieges heißt, auf.

Nun ist Nikolaus erleichtert, sich vom Petrograder »Intrigennest« entfernen und zu seiner geliebten Armee zurückkehren zu können, um die Frühjahrsoffensive vorzubereiten. Für ihn hat die erfolgreiche Beendigung des Krieges Priorität vor der Lösung innenpolitischer Fragen, die ihm als lästige Querelen erscheinen und hinter denen seiner Ansicht nach vor allem die persönlichen Ambitionen der verschiedenen Fraktionsführer der Duma, des Parlaments, stehen. Die zunehmenden Spannungen und Ratschläge, ja eindringlichen Beschwörungen bei diesem Aufenthalt hatten ihm sehr zu schaffen gemacht. Im Gegensatz zu früheren Jahren weiß der Zar nicht mehr, wem er wirklich trauen kann.

Es ist bezeichnend für die gespannte Atmosphäre, dass der Premierminister dem Zaren bedeutet hat, es wäre ratsam, diesmal nicht erst nach einem Monat oder später zurückzukehren, sondern möglichst schon nach einer Woche. Nikolaus ahnt nicht, dass er schon bald nicht mehr darüber entscheiden würde können. Und dass, wenn er zurückkäme, nichts mehr so sein würde, wie es vorher war.

Der Zar hätte allen Grund, nachdenklich zu sein. Und das obwohl die Armee im Vorjahr, 1916, unter General Brusilow so vielversprechende Erfolge errungen hat und nun bereit ist, zum entscheidenden Schlag gegen den deutschen Angreifer auszuholen. Das war nach dem ersten Kriegsjahr und den Misserfolgen nach Brusilows Triumph keineswegs selbstverständlich.

Zwar war der russischen Armee anfangs in Galizien die Eroberung Lembergs von den Österreichern gelungen, doch hatte sie das zum Großteil dem Wiener Spion Oberst Redl zu verdanken, der die österreichischen Aufmarschpläne verraten hatte. Doch schon bald darauf trat die Ernüchterung im Kampf gegen die preußische Armee ein: Es zeigte sich, wie unvorbereitet Russland vom Krieg überrascht worden war und dass lediglich für einen Bruchteil der Armee von 15 Millionen Mann Ausrüstung und Munition existierten. Es fehlte so dramatisch an Geschützen und Munition, dass sich mehrere Soldaten oft eine Munitionsration teilen mussten. Dazu ging Hindenburgs Plan, die Zweite Armee – ein Eliteregiment der Garde – in die Falle zu locken, problemlos auf, da dieses Regiment ausgerechnet vom minderbegabten General Samsonow kommandiert wurde. Diesem blieb nach der Katastrophe nur mehr übrig, sich selbst die Kugel zu geben, um sich die Demütigung der Gefangennahme zu ersparen.

1915 betrug der Verlust auf russischer Seite bereits 1,5 Millionen Mann und knapp eine Million Verwundete. Die Erkenntnis der Fragwürdigkeit russischer Bündnistreue gegenüber Frankreich, für dessen »Wunder an der Marne« durch die Entlastung der französischen Ostfront die russische Militärelite in ihrem Nordwesten geopfert worden war, kam zu spät. Was nun diejenigen verantwortlichen Minister sagten, die seinerzeit nur gelacht hatten, als der

Generalinspektor der russischen Artillerie, Großfürst Sergej Michajlowitsch, im Herbst 1913 nach seiner Rückkehr aus Europa über die intensivierete Produktion in den Rüstungsbetrieben und Munitionswerken der Mittelmächte, des Deutschen Reichs und Österreich-Ungarns, berichtet hatte, ist unbekannt. Ratschläge von Großfürsten pflegten von Politikern selten ernst genommen zu werden, waren in ihren Augen die zahlreichen Angehörigen der Zarenfamilie doch lediglich verherrlichte Taugenichtse.

Doch nach dem Debakel von 1915 begannen allmählich die verstärkten Rüstungsbestrebungen zu greifen, an denen der Großteil der Zivilbevölkerung mitwirkte – selbst der Hofjuwelier Fabergé begann, statt kostbarer *objets d'art* Handgranaten herzustellen. Zar Nikolaus hatte Anfang 1916 sein gesamtes persönliches Vermögen in die Finanzierung des Armeebedarfs gesteckt und bei einer Konferenz mit den wichtigsten Großindustriellen des Landes zu großzügiger Unterstützung der, wie er hoffte, letzten und entscheidenden Kriegsanstrengungen aufgerufen. Die persönliche Übernahme des Oberkommandos durch den militärisch zwar bestausgebildeten Zaren galt als riskant, da nun auch Misserfolge der Krone angelastet würden, doch sie trug zweifellos mit zur Motivierung der kämpfenden Soldaten bei, bei denen sich auch der nunmehr zwölfjährige Thronfolger Alexej großer Beliebtheit erfreute.

Das von Großfürst Alexander Michajlowitsch, einem Onkel des Zaren, aufgebaute Militärflugwesen hatte eine effiziente Form der Aufklärung ermöglicht und Zuversicht geweckt, auch den deutschen Luftangriffen gewachsen zu sein.

Ende des Jahres 1916 zeigte sich die Armee von Artillerie über Munition bis zur Ausstattung für die Frühjahrsoffensive 1917 gut gerüstet und bestens motiviert. Sechzig Armeekorps waren aufgestellt.

»Sofern wir Gelegenheit haben, die Offensive zu beginnen, werden wir sowohl die Deutschen als auch die Österreicher vernichten«, gab sich der erwähnte Sergej Michajlowitsch im Generalstab Ende 1916 optimistisch und setzte provokant hinzu: »Deutschlands einzige Rettung liegt in seiner Fähigkeit, in unserem Hinterland eine Revo-

lution anzuzetteln!« – Diese ominöse Äußerung ergänzte er mit den Worten: »Sie wissen das wohl und tun, was sie können ...«

Was der Großfürst offenbar ahnte, war die Tatsache, dass die deutsche kaiserliche Regierung wirklich eine Revolution »in Auftrag« gegeben hatte, und das Programm, für dessen Umsetzung sein Urheber, Alexander Parvus alias Israil L. Helphand, hoch bezahlt wurde, seit Frühjahr 1915 in verschiedener Form nach und nach in Umsetzung begriffen war. Das Ziel war, eine »friedensbereite« Regierung in Russland an die Macht zu bringen, zumal der Zar in Rücksicht auf sein Bündnisabkommen nicht bereit war, den deutschen Forderungen nach einem Separatfriedensschluss Folge zu leisten.

Parvus war in seinem eigens dafür etablierten Hauptwohnsitz in Kopenhagen, wo er die Fäden zwischen Berlin und Petrograd zog, bereits dabei, die Voraussetzungen für eine Revolte zur gewaltsamen Ablöse der zaristischen Regierung zu schaffen und als graue Eminenz hinter den neuen Machthabern, die bereits in den Startlöchern standen, zu fungieren. Nach seinem Zeitplan hätte dies bereits im Frühjahr 1916 geschehen sollen. Aber anlässlich der, dank vorzüglicher geheimdienstlicher Aktivitäten, in Berlin minutiös bekannten Details der neuerlichen Kriegsanstrengungen des Zaren musste der deutsche Botschafter in Kopenhagen und langjährige »Partner« in der Zusammenarbeit mit Parvus, Graf Brockdorff-Rantzau, am 26. Januar 1916 an seinen Vorgesetzten nach Berlin kabeln:

»Der Entschluss der revolutionären Organisation, zur Tat zu schreiten, steht unverändert fest, die revolutionäre Stimmung nimmt jedoch angesichts der durch den Zaren ergriffenen Maßnahmen und verbesserten Lage ab und es muss daher von einem sofortigen Vorgehen abgeraten werden. Der Betrag von einer Million Rubel ist bereits in Petrograd eingelangt und seiner Bestimmung übergeben.«

»Bestimmung« – das war ein Personenkreis nicht nur aus Oppositionellen, Agitatoren und Streikführern der Linken, sondern auch korrupten Abgeordneten der Duma, die sich hatten kaufen lassen,

um zur Destabilisierung beizutragen, indem sie konstruktive Maßnahmen verhinderten und Sitzungsprotokolle nach außen gelangen ließen, die sie dem Feind zuspielten. So sollte, bis die Richtigkeit obiger prophetischer Feststellung des Großfürsten zutage treten würde, nur kurze Zeit vergehen.

Im Gegensatz zur ermutigenden Kampfbereitschaft an der Front bereitet die Atmosphäre in der Hauptstadt dem abreisenden Zaren, der über die Lage nachgrübelt, Grund zur Sorge. In Petrograd scheint sich in der Tat etwas zusammenzubrauen – als seien die Ereignisse von unsichtbarer Hand gelenkt. Da ein aufflackernder Streik, dort eine Demonstration und schließlich Gerüchte über Verschwörungen: Revolution liegt in der Luft.

Letzteres will der Zar allerdings nicht wahrhaben. Er fordert weiterhin jene patriotische Einheit und gemeinsame Anstrengungen zur Bewältigung der Lage während des Krieges, wie sie bei Kriegsausbruch vorhanden gewesen waren.

Ihm mag nun schmerzlich bewusst sein, wie sehr sich die Stimmung gegenüber jener zu Beginn des Krieges geändert hat. So niederschmetternd der Augenblick am Abend des 1. August 1914 war, als ihm die Depesche seines Außenministers mit der Kriegserklärung Kaiser Wilhelms überbracht wurde, so überwältigend waren die Gefühle, die ihm am darauffolgenden Tag vonseiten der Bevölkerung entgegenschlugen.

Im Georgs-Saal des Winterpalais hatten sich Tausende Personen – der Hof, das diplomatische Korps, Gardeoffiziere und Repräsentanten der Stände versammelt. Als der Zar langsam die Säle durchschritt, herrschte bedrückende Stille. Nikolaus begab sich zum Thron. Dort war jene Ikone der »Wundertätigen Gottesmutter von Kasan« aufgestellt, vor welcher an die hundert Jahre zuvor Feldmarschall Kutusow für den Sieg über Napoleon gebetet hatte – eine Bitte, die ihm bekanntlich gewährt wurde. Hier leistete nun der Zar, seine rechte Hand über der Bibel, das gleiche Gelöbnis wie 1812 sein Vorfahr, Alexander I.: »(...) nicht eher Frieden zu schließen, bis der letzte feindliche Soldat

russischen Boden verlassen hat (...)« und forderte mit der gleichen Formel wie der Zar damals seine Armeen auf, »mit dem Schwert in der Hand und dem Kreuz im Herzen zu kämpfen«.

Als er sich nach dieser feierlichen Zeremonie auf dem Balkon des Winterpalais zeigte, schlug ihm von den Menschen, die auf dem Palastplatz warteten, ein Sturm der Begeisterung entgegen. Ihm bot sich der Anblick einer unüberschaubaren Menge von Menschen, die niederknieten, Flaggen, Ikonen und Bilder des Zaren hielten; einige da und dort stimmten die Zarenhymne an – bis der riesige Platz vom Chor Abertausender Stimmen mit dem Klang der Worte »Gott erhalte den Zaren« erfüllt war.

Damals hatte sich Nikolaus eins mit seinem Volk gefühlt, auch wenn er nicht versäumte, dazu aufzurufen, »angesichts der schweren Zeiten alle innere Zwietracht zu vergessen«. In diesem Augenblick war sie in der Tat vergessen.

Der Zar mag sich in seinem Zug Richtung Stabsquartier mit Verbitterung daran erinnern, dass gerade das eingetreten war, was er so sehr zu verhindern versucht hatte: eine Verwicklung seines Landes in den Krieg. Seine Telegramme an Kaiser Wilhelm zur diplomatischen Lösung des österreichisch-serbischen Konflikts oder sein Vorschlag, diesen dem Haager Schiedshof vorzulegen (den er vor 1900 selbst ins Leben gerufen hatte), seine Depeschen nach Wien, in denen er um Verlängerung der Frist des Ultimatums oder Modifizierung der Formulierung ersuchte, und schließlich seine Empfehlung an Serbien, die einzelnen Punkte »so weit wie möglich« anzunehmen, waren umsonst gewesen. Denn ein Krieg war dem Zaren denkbar unangelegen gekommen. Ein auf zehn Jahre anberaumtes Reformprogramm war in Gang gesetzt worden, das in diesem Riesenreich, das ein Sechstel der Erde umfasste, allmählich die sozialen Fragen lösen und die Unterschiede in Bildungs- und Lebensstandard zwischen den Regionen des Landes harmonisieren sollte. Eine Unterbrechung durch einen Krieg brachte die Gefahr mit sich, dass unter den erschwerten Bedingungen Konflikte von oppositionellen Kräften geschürt und in eine destruktive Richtung kanalisiert werden konnten.

Nikolaus war einer der wenigen gewesen, die zunächst nicht mit einem Krieg gerechnet hatten. Der Schuss auf den österreichischen Thronfolger in Sarajewo im Juni 1914 hatte Nikolaus nicht aufgeschreckt. Während die diplomatischen Vertreter seiner verbündeten oder befreundeten Länder besorgt die Stirn runzelten, wehrte der Zar Spekulationen über eine mögliche Eskalation der Lage ab. Gegenüber dem französischen Botschafter Paléologue äußerte er: »Ich glaube nicht, dass Kaiser Wilhelm einen Krieg will. Wenn Sie nur wüssten, wie theatralisch seine Gesten sind! Der Kaiser ist viel zu vorsichtig, um sein Land der blauen Augen der Habsburger wegen in wilde Abenteuer zu stürzen, weiß er doch, dass England auf unsere Seite treten würde, und was Kaiser Franz Joseph betrifft, der will nur in Ruhe sterben.«

Dagegen hatte, schon Tage bevor Österreich-Ungarn das Ultimatum an Serbien stellte, der deutsche Kaiser veranlasst, das Unternehmen HAPAG und den Norddeutschen Lloyd zu informieren, dass es zu einem Ultimatum kommen werde, und für den Fall des Kriegsausbruchs die Flotte in Sicherheit bringen lassen. Zur gleichen Zeit hatte Winston Churchill in seiner Eigenschaft als Erster Lord der englischen Admiralität verfügt, dass die englische Flotte auch nach Beendigung der Sommermanöver auf vollem Kriegsstand bliebe.

Und gerade in der letzten Juliwoche 1914 – also wenige Tage vor der Kriegserklärung Deutschlands an Russland, als eine Teilmobilisierung in den südwestlichen Militärbezirken im Gange war, brachen in den Munitionsfabriken von St. Petersburg Streiks aus. Mehrere mit deutschem Akzent sprechende Agenten, die zu diesen Streiks aufgerufen hatten, wurden festgenommen.

Das Bild, das sich aus diesen Aktionen ergibt, deutet nicht nur darauf hin, dass nur für den Zaren von Russland die Kriegserklärung Deutschlands an Russland überraschend kam, sondern auch, dass Russlands wachsende Stärke nicht nur dem Deutschen Kaiserreich ein Dorn im Auge war, sondern auch England, mit dem sich der Zar durch eine Entente verbunden fühlte, offenbar daran interessiert war, Russland Grenzen zu setzen – und bestenfalls dazu zu benutzen,

Deutschland als Gegner Englands auszuschalten. Deshalb verpflichtete England, ebenso wie Frankreich, den Zaren bei Kriegsausbruch dazu, keinen Separatfrieden mit Deutschland zu schließen, bis Deutschland militärisch besiegt sei.

Für dieses eisern gehaltene Versprechen gegenüber den Verbündeten und seinen Eid, den er am Tag der Kriegserklärung seinem Volk gegenüber geschworen hatte, den deutschen Angriff ausschließlich auf militärischem Wege abzuwehren, sollte der Zar als Politiker und Herrscher und schließlich auch mit seiner persönlichen Existenz bürgen.

Bündnistreue wurde dem Zaren bereits zu Kriegsausbruch zum Verhängnis. Hätte er nicht dem Drängen seiner Berater und dem öffentlichen Druck nachgegeben, Serbien, den kleinen slawisch-orthodoxen »Bruder« auf dem Balkan, zu unterstützen, hätte Nikolaus eben jener Teilmobilisierung nicht zugestimmt, die Kaiser Wilhelm trotz Zusicherung, »die Truppen keine Handlung setzen zu lassen«, als Anlass für seine Kriegserklärung dienen sollte.

### »Deutschlands einzige Rettung – eine Revolution«

In der Tat stand viel auf dem Spiel, das in jahrzehntelanger Arbeit aufgebaut worden war. Russland hatte sich am Vorabend des Kriegsausbruchs in der prosperierendsten Phase seiner Geschichte befunden, die schon damals »das silberne Zeitalter« analog zum »goldenen« der ersten großen Blütezeit ein Jahrhundert zuvor genannt wurde.

Nikolaus' Zarenreich am Vorabend des Juli 1914, der den Anfang vom Ende bedeutete, war alles in allem in der Tat ein wirtschaftlich reiches Erbe, das er von seinem Vater, Alexander III., übernommen hatte. Seit der Jahrhundertwende war der Rubel eine stabile Goldwährung, ein Rubel entsprach zwei amerikanischen Dollar. Das Vertrauen ausländischer Investoren hatte die Industrialisierung angekurbelt und den Bau von über neuntausend Eisenbahnkilometern in Sibirien innerhalb weniger Jahre ermöglicht. Internationale Handelsgesellschaften tummelten sich von St. Petersburg bis Port Arthur im Fernen Osten. Die neuen Großindustriellen Petersburgs und

Moskaus schienen den üppigen Reichtum auszukosten wie Champagner. Überschäumend war die Stimmung in den Restaurants, in denen zu leidenschaftlichen Romanzen selbst ausländische Gäste bitterlich weinten, die kein Wort verstanden, und andere unter den verführerischen Melodien von Zigeunergeigen die Tiefen des Lasters zu ergründen suchten.

Dekadent war auch die Spielfreude einiger Magnaten, die immerhin auch als Mäzene des kulturellen Lebens fungierten. So unterstützte der Moskauer Textilfabrikant Morosow Zeitungen Oppositioneller wie jene von Maxim Gorkij – obwohl dieser mit Lenin offen zum Umsturz oder zu Streiks in jenen Textilfabriken aufriefen, die Morosow gehörten. Erstaunten Freunden erklärte dieser zwischen zwei Zügen aus seiner Zigarre: »Ich bin reich genug, um mir den Luxus der Unterstützung meiner Feinde leisten zu können!«

Als der revolutionäre Spaß Ernst wurde und andere Magnaten ins Ausland flohen, beging Morosow Selbstmord; wenigstens blieb ihm erspart, von jenen Zauberlehrlingen enteignet und ins Gefängnis gesteckt zu werden, deren Bildung er so großzügig gefördert hatte. Französische und deutsche Wirtschaftsdelegationen prophezeiten, Russland werde in Kürze die stärkste Macht in Europa sein – oder »unbesiegbar«, wie es die deutschen Beobachter formulierten: »Die Zukunft gehört Russland« –, hatte der deutsche Diplomat Kurt Riezler wenige Wochen vor Kriegsausbruch, am 7. Juli 1914, in sein Tagebuch geschrieben, »das wächst und wächst und sich als immer schwererer Alb auf uns legt.« Nur ein »Präventivkrieg« konnte, Riezlers Meinung nach, dieser »wachsenden Sprengkraft des russischen Drucks in Zukunft zuvorkommen.«

Kaiser Wilhelm hatte dieses Phänomen ähnlich eingeschätzt. In früheren Jahren hatte er seinen jüngeren Vetter Nikolaus jahrelang zu beeinflussen, zu »führen« versucht – zum Beispiel mit der Empfehlung, sich in ein Abenteuer mit Japan zu stürzen, um ihn dort zu binden und seine Kräfte zu schwächen. In der Tat entpuppte sich diese Beraterrolle als Manipulationsversuch. Doch im August 1914 ließ der Mentor seine Maske fallen und das Spiel war aus.

## »... entsagen Wir dem Thron«

### Zar und Zarin

Wie lässt sich, mag sich der Zar schließlich fragen, nach den überwältigenden patriotischen Manifestationen von 1914, trotz der nunmehr Anfang 1917 aussichtsreichen Kriegslage eine so vergiftete Stimmung im Hinterland erklären, die nun das solide, wohlhabende Land in seinen inneren Grundfesten zu erschüttern droht?

Unbewusst spürt Nikolaus, woher der Wind weht, doch er will sich die Wahrheit nicht eingestehen – weil er sich dagegen machtlos fühlt: Denn der Angelpunkt der Kritik ist auch seine eigene Frau.

Alexandra Fjodorowna ist die aus Deutschland stammende hessische Prinzessin Alix, in die sich Nikolaus schon in jungen Jahren verliebt und die er gegen den anfänglichen Widerstand beider Familien geheiratet hatte. Die beiden verbindet auch noch nach über zwei Jahrzehnten Ehe eine innige Beziehung, die durch die fünf Kinder noch gestärkt wird.

Mit zunehmendem Alter schärfte sich jedoch, wie Zeitzeugen in ihren Erinnerungen berichten, die Härte Alexandras unbeugsamen Urteils. Sie wurde völlig unzugänglich gegenüber jeglicher Kritik, Ratschlägen oder Äußerungen anderer Meinung als der ihren, wollte auch den Zaren als unfehlbar und über jede Kritik erhaben sehen und hielt auch von ihm alle Kritiker fern; dazu hatte ihre mystisch überhöhte Religiosität jeden Realitätsbezug verloren. Wie unter anderem der Finanz- und Premierminister Wladimir Kokowzow in seinen Erinnerungen feststellt, waren das Bewusstsein der Macht als Zarin oder vielmehr der ihres Mannes als Herrscher und der Glaube an die Unwandelbarkeit der Autokratie bei Alexandra Fjodorowna weit stärker ausgeprägt als bei Nikolaus selbst, und sie fühlte sich immer wieder bemüßigt, ihn an seine Rolle und Autorität zu erin-

nern, wie ihre Briefe vermitteln: »Zeig' ihnen, wer der Herrscher ist, zeig' ihnen Deine Stärke!«, versuchte sie ihn in ihren täglichen Zeilen ins Hauptquartier ständig zu mahnen.

Damit stand sie in immer größerem Gegensatz zu Zar Nikolaus, der ein resignatives Verhältnis zur Macht hatte. Die große Verantwortung war ihm eine Bürde, und ungeachtet seiner Intelligenz, seiner Sprachbegabung, seiner Großzügigkeit und Sensibilität war er nicht für die Führungsrolle eines derartigen Reiches geschaffen. Er selbst hatte schon als Kind bisweilen seufzend seinem jüngsten Bruder Georgij gegenüber geäußert: »Du wärest viel besser zum Zaren geeignet als ich!«

Nikolaus versuchte stets, seine Aufgabe gewissenhaft zu erfüllen, aber glaubte selbst nach Jahren erfolgreicher Staatsführung nie an seine Unfehlbarkeit wie etwa Nikolaus I. oder Peter der Große. Mit zunehmenden Jahren verstärkte sich seine Nachgiebigkeit, zumal er Konflikte hasste, Entscheidungen noch lieber aus dem Weg ging als früher oder sie aufschob, und sich am liebsten vor der Politik zu verschließen suchte, um sich ausschließlich auf die Vorbereitung der militärischen Handlungen zu konzentrieren.

Hinzu kam ein fatalistischer Zug, der sich in den letzten Jahren mit jedem Schicksalsschlag immer stärker vertieft hatte: der unerwartete Überfall der Japaner auf seinen Flottenstützpunkt – Auslöser des Krieges von 1904 –, die dieser Niederlage folgende innere Erschütterung des Landes durch die Revolution 1905, die Erkenntnis, dass sein einziger Sohn und Thronfolger die Bluterkrankheit hat, und schließlich die Kriegserklärung Deutschlands 1914.

Durch die durch den Krieg bedingte häufige Abwesenheit des Zaren begann Alexandra Fjodorowna zunehmend, sich in Regierungsgeschäfte einzumischen und dabei vor allem auf (Um-)Besetzungen von Schlüsselposten Einfluss zu nehmen. Als verhängnisvoll erwies sich dabei weniger die Tatsache, dass sie politisch ahnungslos war, als vielmehr das Kriterium, das jede ihrer Entscheidungen bestimmte und jene Fehlgriffe bescherte, die schließlich die Katastrophe heraufbeschwören sollten. Dieses Kriterium hatte einen Namen: Rasputin.

## Die Wurzel des Übels

So unglaublich die Tatsache erscheinen mag, dass der als Gottesmann posierende Muschik aus Sibirien auch nur indirekt den Hebel der höchsten Macht bewegen konnte, so klar sind die Indizien dafür, dass er speziell während des Krieges durch die Abwesenheit des Zaren in relevanten Fällen der Urheber zahlreicher verhängnisvoller Aktionen war. Dass der Mann, der in seinen jungen Jahren in seinem Heimatdorf als Pferdedieb verschrien war, tatsächlich tiefgläubig war und von den zahlreichen Pilgerwanderungen mit Aufhalten in Klöstern die Bibel auswendig kannte – denn lesen und schreiben hatte er nie wirklich gelernt –, ist unbestritten. Ebenso klar erwiesen sind seine Begabung für natürliche, aus sibirischen Schamanentraditionen überlieferte Heilmethoden und sein sechster Sinn, den er mit seinem bäuerlichen Hausverstand zu verbinden wusste.

Der höheren Petersburger Gesellschaft, in die Rasputin durch seine Methoden, Erkrankte zu heilen oder die Symptome wenigstens zu lindern, gelangte, waren Naturheilmethoden und Traditionen der fernen sibirischen Stämme fremd und deren Wissen verloren gegangen, und der ungepflegte bärtige Mann im Bauernhemd mit riesigem Kreuz auf der Brust für sie ein Exotikum. Zumal sich um die Jahrhundertwende Esoterik großer Popularität erfreute, genoss man auch Rasputins Ausstrahlung und Gehabe als willkommene Abwechslung bei den langweilig konventionellen Teegesellschaften. Angesichts seiner Begabungen war es nur eine Frage der Zeit, bis Rasputin auch der Zarin vorgestellt wurde, die in mystisch überlagerter Religiosität alle Vorgänge des täglichen Lebens ausschließlich auf Gott zurückführte. Es dauerte nicht lange, bis ein betrüblicher Anlass Alexandra bewog, Rasputin als letzte Hoffnung in den Palast rufen zu lassen. Das änderte sein Leben.

Der einzige Sohn und Thronfolger, Zarjewitsch Alexej, war krank und kein Arzt konnte ihm helfen. Alexejs Mutter, die gebürtige hessische Prinzessin Alix, hatte ihm die Bluterkrankheit übertragen. Ihre Großmutter, Queen Victoria, hatte diese verhängnisvolle

Krankheit an zahlreiche Nachkommen in Königshäusern ganz Europas weitervererbt, so auch auf die hessische Linie der Zarin. Hämophilie bricht nur bei männlichen Trägern dieses Gendefekts aus und besteht darin, dass auftretende innere oder äußere Blutungen nicht zum Stillstand kommen. So kann der Betroffene selbst an einer kleinen Verletzung verbluten. In jenen Jahren kannte die traditionelle Medizin kein Mittel dagegen.

Wenn Rasputin an Alexejs Bett trat, an das der Junge nach einer anschwellenden Verletzung gefesselt war, hörten die Blutungen wie durch ein Wunder bald auf. Zufall oder nicht – Rasputins Heilkraft bestand nicht nur im Gemurmeln von Gebeten. Seine Suggestivkraft und Hypnose, deren er sich nicht selten bediente, blieben nicht ohne Wirkung. Hypnose kann das vegetative Nervensystem beruhigen – der Blutfluss in den Adern verlangsamt sich, wie auch bei amerikanischen Versuchen an Patienten vor Zahnextraktionen nachgewiesen wurde. Gebet, Hypnose, uralte, in der modernen städtischen Zivilisation vergessene Heilmittel und das Erbe sibirischer Schamanen – wohl alles zusammen tat seine Wirkung.

Zu den Skeptikern gehörten nicht nur die Hofärzte, sondern auch der Hauslehrer Gilliard, der meinte, die Hofdame Anna Wyrubowa hätte Rasputin immer erst geholt, wenn die Symptome bereits im Abklingen waren.

Doch seit Alexandra überzeugt war, Rasputin sei mit seinem geheimnisvollen Talent und seinem Gebet, das ihn in einem direkten Draht mit Gott zu verbinden schien, imstande, das Leben ihres Sohnes zu retten, betrachtete sie ihn als den ihr vom Himmel gesandten Mann Gottes.

Das alles hätte kaum negative Folgen gehabt, hätte sich dies nicht auch in den Kriegsjahren abgespielt und Alexandra sich mit Rasputin nicht auch über Politik unterhalten. Doch es war fatal: In dieser Zeit war der Zar immer öfter und länger von der Hauptstadt abwesend und die Zarin mischte sich immer mehr in Regierungsgeschäfte ein. Das betraf meist Umbesetzungen wichtiger ziviler oder militärischer Ämter, für die Alexandra Nikolaus in ihren Briefen

hartnäckig Empfehlungen gab. Das Problem – was einzig zählte, war die Haltung der Personen zu Rasputin oder dessen Meinung über diese.

Rasputin wiederum waren der plötzliche soziale Höhenflug und das Bewusstsein der Macht zu Kopf gestiegen; er, der einfache Muschik, der er geblieben war, berauschte sich daran wie ein Kind. Längst hatten korrupte Kreise ihn für seine Zwecke entdeckt und bezahlten ihn dafür, von ihm empfohlen zu werden. Rasputin machte sich die Naivität und mystische Religiosität der Zarin zunutze und pflegte sich auf Einflüsterungen Gottes oder eines Heiligen zu berufen – das genügte.

Warnungen des Zaren, Alexandra möge sich aus der Politik heraushalten, waren vergeblich. Premierminister Trepow, der Rasputins Spiel und seine katastrophalen Folgen für die Innenpolitik durchschaute und ihm ein Vermögen samt Pension bot, wenn er sich zurückzöge, wurde von ihm ausgelacht – und dank nachfolgender Intervention der Zarin entlassen. Trepow war der fähigste und loyalste Mann im Kabinett des Zaren, dem sowohl die Aufrechterhaltung der Ordnung in dieser schwierigen Zeit als auch die Sicherstellung der Versorgung anvertraut und zuzutrauen war, und der als einziger die Kluft zur Duma, dem Parlament, zu überbrücken verstanden hätte. Doch als Feind Rasputins konnte er sich bei einer so einfältigen und starrköpfigen Zarin wie Alexandra nicht halten, und der Zar, im Stabsquartier auf militärische Vorgänge konzentriert, gab schließlich auf.

Als Innenminister Chwostow feststellte, dass sich Rasputin auch von Agenten für militärische Informationen kaufen ließ, die er der Zarin entlockte, oder ihr auch in dieser Hinsicht »von Gott gesandte Empfehlungen« einflüsterte, war klar: Ein Treiben von solcher Tragweite musste beendet werden. Chwostow plante ein Mordkomplott. Doch eine Mätresse plauderte es aus, Rasputin wurde gewarnt, blieb am Leben – und Chwostow musste gehen.

Wieder einmal hatte der Zar resigniert. Einem Minister und Freund vertraut er an: »Wenn Sie *einen* hysterischen Anfall der Zarin erlebt

hätten, würden Sie verstehen, dass ich lieber zehn Rasputins habe als einen solchen Anfall!«

## Das Tandem der Revolution

Das Ministerkarussell drehte sich immer schneller. Als Geste der Versöhnung mit der Duma und als Versuch, die Kluft zwischen Duma und Regierung zu überbrücken, bestimmte Nikolaus nun einen Mann aus den Reihen des Parlaments für die wichtige Position des Innenministers in der Erwartung, dass dieser nicht wie andere Minister von dort zurückgewiesen werde.

Alexandra hatte ihn wärmstens empfohlen – »Grigorij [Rasputin] liebt ihn schon seit vier Jahren!« Doch diese Wahl erwies sich als Fehlgriff, denn Protopopow galt – was der Zar fern der Hauptstadt nicht wusste – als krank und unzurechnungsfähig. Er war jedenfalls nicht imstande, die Organisation der Transporte zur Lebensmittelversorgung zu handhaben. Eine Krise war vorprogrammiert.

Nikolaus war ratlos; ihm entglitt bald die Kontrolle über Vorgänge im Hinterland. Er geriet in ein Informationsvakuum und versuchte sich voll und ganz auf den Kriegsverlauf zu konzentrieren. Nach dem Krieg, wehrte er alle Wünsche des Parlaments in Richtung einer Regierungsumbildung ab, werde er alles tun, was notwendig sei, aber jetzt sei Krieg, jetzt hätten die Anstrengungen für eine erfolgreiche Beendigung Vorrang.

Im Dezember 1916 trat die Duma zu einer entscheidenden Sitzung zusammen. Der Verlauf war stürmisch. Linker und rechter Flügel waren in ihrer Ansicht zur Lage der Regierung einer Meinung: Eine »Kamarilla« regiere Russland. Gemeint waren die Zarin mit der Gefolgschaft Rasputins, Alexandras Hofdame Wyrubowa, die Rasputin hörig war, General Wojejkow, Stürmer und Andronikow – der seine Wohnung für die diskreten Begegnungen zwischen Rasputin und seinen »Kunden« zur Verfügung stellte.

Unruhen in der Bevölkerung zwangen den Zaren damals, vom Generalstab aus zu handeln. Erst entschloss er sich schweren Herzens, den

Premierminister zu opfern, dann – unter heftigstem Protest der Zarin – auch den kritisierten Innenminister Protopopow. Doch es war bereits zu spät. Nikolaus hatte diesen Mann auf Antrag seines Premierministers entlassen wollen, aber die heftige Reaktion der Zarin ließ ihn ihm noch eine Chance geben. Das erwies sich als fatal.

»Wir müssen die Geschicke des Landes in die Hand nehmen!«, rief man in der Dumasitzung sogar aus den Reihen derer, die dem Zar gegenüber loyal eingestellt waren.

Während die nächste Parlamentsitzung auf Februar 1917 vertagt wurde, schmiedete man allerorts Komplote. Die Konstitutionellen Demokraten planten, auf eine Absetzung des Zaren hinzuwirken, den Thronfolger Alexej als Nachfolger anzuerkennen und den Bruder des Zaren, Michail, zum Regenten bis zu Alexejs Volljährigkeit auszurufen. Dieser müsste einer neuen Verfassung mit Verantwortlichkeit des Regierungskabinetts gegenüber dem Parlament zustimmen.

In Moskau war man radikaler. Dort erwog man, die Zarin zu entführen und nach jahrhundertalter Tradition in ein Kloster zu verfrachten, die Duma sollte mithilfe des Militärs die Macht übernehmen.

Die linksradikale Partei in Petersburg hatte die Zarendynastie bereits aus ihren Plänen ausgeschlossen. Sie bereitete eine Welle von Demonstrationen und Streiks der Arbeiter vor, die mit der Parole »Brot« und »Frieden« marschieren sollten. Das Ziel war nichts weniger als die Abdankung des Zaren und die Übernahme der Regierung, ganz allein, ohne Kabinett und ohne Duma, als »Arbeiter- und Soldatenkomitee«.

Die Linke arbeitete mit dem deutschen Feind zusammen, von dem sie Geld erhielt, denn die Destabilisierung der russischen Staatsmacht lag in deutschem Interesse. Daher war man auch in Berlin minutiös darüber informiert, »dass« – wie es in den Aufzeichnungen des Auswärtigen Amtes von 1916 heißt – »Abgeordnete der Duma den Zaren für unfähig erklären wollen und eine revolutionäre Regierung errichten«. Da dies die Chancen auf den erwünschten Separatfrieden erhöhen würde, sandte Berlin über Vermittler via Stockholm Geld nach Petrograd. Der extrem linke Flügel war gut vorbereitet

und mit finanziellen Mitteln sowie der Logistik ausgestattet, durch Aktionen wie Streiks und Demonstrationen die Situation auf die Spitze zu treiben.

Im Programm für die Organisation der Revolution, das Parvus 1915 für das Berliner Außenamt erstellt und das er nach und nach in Abstimmung mit den Entwicklungen in Russland vorangetrieben hatte, war auch vorgesehen, Transportwege für die Versorgung mit Brennstoff, Heizmaterial und Nahrungsmitteln sowohl in die Hauptstadt als auch an die Front durch Sabotageakte zu unterbrechen. Damit sollten jene Mangelzustände geschaffen werden, die dann zum gegebenen Zeitpunkt von Streikführern und Agitatoren zur Kampagne gegen die Regierung und Organisation von Aufständen genutzt werden sollten.

Den solcherart geförderten Revolutionären des linken Flügels fielen die kommenden Ereignisse jedoch in den Schoß. Das Tandem der Revolution hatte das Rad in Bewegung gesetzt und rollte an.

Gleich nach den stürmischen Sitzungen der Duma in Petrograd und Moskau schritten ein paar Patrioten zur Tat, um die Wurzel des Übels zu beseitigen. Rasputin wurde ermordet. Der Zar war erleichtert, konnte sich dies aber nicht anmerken lassen und musste die Täter – loyale Verwandte des Kaiserhauses – zumindest pro forma bestrafen. Die Strafen fielen glimpflich aus: Jusupow wurde auf sein behagliches Gut verbannt und Dmitrij Pawlowitsch an die persische Front geschickt, was ihm immerhin als einem der wenigen Angehörigen der Romanow-Dynastie das Leben vor den Bolschewiken retten sollte. Zugleich zündeten einfache Bewohner der Hauptstadt in der Kirche vor der Ikone des heiligen Demetrius Kerzen an und beteten zum Namenspatron eines der beiden Mörder, dass er ihn vor den Folgen seiner Tat beschützen möge.

»Jahrzehntelange Untergrundtätigkeit der revolutionären Bewegung haben nicht jenen Zustand herbeiführen können, den wir in den wenigen vergangenen Monaten durch die fatalen Fehler der Regierung erreicht haben«, stellte ein Abgeordneter der Duma nach den Vorgängen im Dezember 1916 fest.

Vor der Wiederaufnahme der Dumasitzung wurden mehrere Personen vor dem Zaren im Hauptquartier und in seiner Residenz Zarskoje Sjelo vorstellig. Sie versuchten, ihm die Augen zu öffnen und zu deutlichen Zugeständnissen an die Duma zu bewegen. Darunter waren sein Bruder Michail Alexandrowitsch, der ehemalige Premierminister Kokowzow, der den Zaren – wie er in seinen Erinnerungen berichtet – »in blassem und niedergeschlagenem, bereits nahezu apathischem Zustand« vorfand, und Dumapäsident Rodsjanko. Auf seine Schilderung der Stimmung in der Hauptstadt hin und der Entwicklung, die die Lage nehmen könnte, wenn der Zar sich nicht zu einem radikalen Schritt entschliesse, bedeckte der Zar mit beiden Händen sein Gesicht und sagte: »Ich habe 22 Jahre versucht, das Beste zu tun. Sollte ich mich 22 Jahre geirrt haben?«

Am eindringlichsten waren die Worte des Lieblingsonkels und Schwagers des Zaren, »Sandro«, Großfürst Alexander Michajlowitsch, der ihn liebevoll »Nicky« nannte. Er war eigens aus Kiew angereist und hatte mit Alexandra direkt gesprochen, um ihr ins Gewissen zu reden, sich aus der Politik herauszuhalten. Er hatte sie auch daran erinnert, dass es unangebracht sei, angesichts der Existenz eines Parlaments immer noch an einer absoluten Monarchie festhalten zu wollen. In beiden Fällen erntet der Fürsprecher harsche Entgegnungen und eine kalte Abfuhr.

Alle Warnungen zusammen hatten dem Zaren zu denken gegeben. Nicht dass er nicht zu einer Regierungsumbildung mit der Übertragung von Vollmachten an die Duma bereit gewesen wäre – er war allerdings der Meinung gewesen, man sollte mit einer Verfassungsänderung oder fundamentalen Zugeständnissen an die Duma warten, bis der Krieg zu Ende sei – auch um »nicht dem Gegner Schwäche zu zeigen«, wie er formulierte. Doch nun hatte er begriffen, dass die Lage zu ernst war, um länger zuwarten zu können.

Am 21. Februar 1917 ließ Nikolaus seinen Ministerpräsidenten und die wichtigsten Minister kommen. Er kündigte an, er werde sich am nächsten Tag in die Duma begeben und dort die Bestellung einer